

MARLIES SLEGERS

16x
ZUM HIMMEL
UND ZURÜCK



DRESSLER

Über dieses Buch

»Am liebsten wäre ich unsichtbar. Dann würde mich niemand die ganze Zeit löchern, ob es mir gut geht. Und wie es Mama geht. Und wenn ich unsichtbar wäre, könnte ich über die ganze Welt schwirren und Orte besuchen, an die sonst niemand je hinkommt.«

Wie viel Schlaf brauchen eigentlich Elefanten? Pelle denkt viel und gern über solche Dinge nach. Denn das ist viel einfacher, als über Papa nachzudenken. Denn Papa ist vor einem Jahr gestorben. Aber dann steht da dieser Schuhkarton auf dem Küchentisch mit 16 Briefen von Papa. Plötzlich steht Pelles zwölfjähriges Leben völlig auf dem Kopf. Und all sein Wissen über die verrücktesten Dinge in der Welt hätte Pelle nicht auf das Abenteuer vorbereiten können, das diese Briefe für ihn bereithalten.

Eine wundervoll lebensbejahende Geschichte über das Zwölfsein, Freundschaft und Familie.

MARLIES SLEGERS



Aus dem Niederländischen von
Andrea Kluitmann

Dressler Verlag · Hamburg

Für Michael, Frederique und Philip

Der Tod ist nicht das Gegenteil vom Leben, sondern ein Bestandteil dessen.

– Haruki Murakami, *Naokos Lächeln*

Du bekommst, was alle bekommen – ein Leben.

– Neil Gaiman, *Sandman – Präludien und Nottorn*



Das sind die ersten Worte, die mein toter Vater mir schreibt. Das ist der Brief, auf dem eine 1 steht. Eigentlich ist es eher ein Zettel.

Menschen sterben nun einmal, und mein Vater ist da keine Ausnahme. Seit einem Jahr ist er nicht mehr da.

Manche Leute sterben an einem Verkehrsunfall. Andere sind schon tot, bevor sie geboren werden. Und wieder andere – aber das sind nicht so viele – sterben erst nach ihrem hundertsten Geburtstag. In Brasilien wurde neulich sogar ein Mann gefunden, der 131 Jahre alt sein soll (und er lebte noch)! Manche Menschen sterben vor Hunger und andere, weil sie zu viel essen. Es gibt Tote, über die alle reden. Die kommen dann in die Nachrichten. Dann weiß die ganze Welt, dass sie gestorben sind. Oft sind das Popstars oder Präsidenten oder Helden. So wie Nelson Mandela. Aber auch Unbekannte, wie die Menschen in den Gebäuden in New York, als da ein Flugzeug reingeflogen war. Menschen können bei einer Flugzeugkatastrophe oder einem Anschlag ums Leben kommen, während sie einfach nur unterwegs in die Ferien sind. Es gibt Menschen, die an winzigen Viren sterben und andere, die von riesigen Wesen getötet werden, zum Beispiel von einem durchgebrannten Nashorn. Manchmal wird jemand von einem Hai gefressen. Und sehr viele Menschen sterben an Mückenstichen. Seltsam, wir haben Angst vor Haien, aber Mücken sind eigentlich

viel gefährlicher. An Mücken sterben mehr Menschen als an Terrorismus, und manchmal stirbt jemand einfach, während er im Garten arbeitet oder einen Strandspaziergang macht. Andere, wie mein Vater, werden krank. Der Tod gehört nun einmal dazu, sagt Mama immer. Kein Grund zur Angst. Ich habe auch keine Angst, aber ich finde Sterben total blöd, weil es einem das Leben verdirbt.

Ich drehe den Zettel um, halte ihn gegen das Licht und schaue, ob da wirklich nicht mehr steht als eine 1 und *Hallo Pelle*. Vielleicht hat Papa ja mit unsichtbarer Tinte noch etwas geschrieben. Dann müsste ich jetzt ganz helle Buchstaben entdecken, wenn ich das Papier ans Fenster halte. Aber ich sehe nichts.

Der Karton auf meinem Bett ist voll nummerierter Briefe und kleiner Päckchen. Ich erkannte den Schuhkarton sofort, als Mama ihn mir gab. Da waren die braunen Lederschuhe drin, die Papa zuletzt gekauft hatte. Auf dem Heimweg hatte ich diesen Karton im Auto auf dem Schoß gehalten. Es war das letzte Mal, dass Papa mit uns shoppen gegangen war.

»Und, wie sehen die aus?« Er war mit den Schuhen an im Geschäft auf und ab gegangen. Mama hatte erst nur genickt. Der Verkäufer bückte sich um zu fühlen, ob Papa nicht vorne anstieß. »Wackeln Sie mal bitte mit den Zehen. Okay. Sie haben ein wenig Spielraum, vor allem in der Breite«, sagte der Verkäufer. »Ist das wirklich Ihre Größe?«

»Ja«, sagte mein Vater entschieden. »Schon seit ich sechzehn bin. Die sitzen prima. Ich nehme sie.«

Ich hatte mich gefragt, ob meine Füße in vier Jahren auch ausgewachsen wären. Hoffentlich, sie waren jetzt schon lächerlich groß.

»Manche Marken fallen eben ein wenig größer aus, glaube ich«, sagte Mama, während sie die Schultern hob.

Aber mir war klar, dass das gar nicht der Grund war. Mein Vater schrumpfte einfach langsam, und er weigerte sich, das zu akzeptieren. Es gab immer weniger Papa. Wo das alles blieb, verstand ich nicht so recht. Er wurde immer magerer. Man sah das zum Beispiel an seiner Hand. Seinen Ehering trug er immer am Ringfinger, dann aber am Mittelfinger und schließlich an seinem Daumen. Wir mussten zusammen ein zusätzliches Loch in seinen Gürtel stanzen, im Schuppen hinten im Garten. Er hatte mir vorgemacht, wie das ging, und anschließend hatte er mir alles im Schuppen gezeigt, als würde er eine Museumsführung geben. Wo er seine Nägel und Schrauben aufbewahrte (»Alles immer schön zusammenhalten, Pelle, dann kannst du es finden, wenn du etwas brauchst. Ordnung macht das Leben übersichtlich. Sieh mal, die Schrauben zu den Schrauben. Die schwarzen Nägelchen hier rein, und die ganz kleinen da«). Er zeigte mir, wo die Bohrmaschine und die Hämmer lagen. Wo ich

allerlei Sorten Leim finde. Er brachte mir bei, wie man Löcher bohrt und Nägel wieder gerade schlägt. Er zeigte mir, wie eine Wasserwaage funktioniert und wie ich die Libelle (so nennt man diese Luftblase) genau in die Mitte bekommen konnte und warum das wichtig war (sonst rollen die Murmeln vom Regalbrett).

Überall klebte er Zettel drauf. *Schraubenzieher. Innensechskantschlüssel 1.5 bis 6.0. Holzbohrer. Betonbohrer. Handsäge. Steckschlüssel Nummer 2 bis 8.* Die Steckschlüssel 9 bis 16 lagen darunter. *Rohrzange.* Der Schuppen hing voller Zettel, alle in seiner eigenwilligen Handschrift. Wie ich schon sagte: als wäre es ein Museum.

Dieselbe Handschrift, in der jetzt *Hallo Pelle* auf diesem Zettel steht.

Ich schnüffele an dem Karton. Er riecht leicht nach Leder, Seife und Papier. Alle Briefe darin sind mit einem kleinen Stückchen Tesafilm zugeklebt. Und auf jedem Brief steht eine Zahl, wie beim Bingo.

Mama hatte mich heute Morgen zu sich gerufen. Sie saß an unserem weißen Holztisch in der Küche, auf dem rosa Ameisenstuhl, und klopfte mit einer Hand die Asche von ihrer Zigarette. Ihre andere Hand lag auf dem Schuhkarton. Mir fiel jetzt erst auf, dass ihre Hände faltig waren, wie altes, zerknittertes Papier. Das Winterlicht fiel durch das schmutzige Fenster, genau auf ihren Kopf. Im vergangenen Jahr hatte sie immer mehr graue Haare bekommen. Als zögen sich ihre Haare eines nach dem anderen eine braune Jacke aus. Stoß aus meiner Klasse meinte neulich, sie sähe mindestens aus wie sechzig. Dabei ist sie erst einundvierzig. Stoß sagt immer so doofe Sachen, kurz bevor er Leuten einen Stoß verpasst. Er schlägt einen immer auf den Arm, als eine Art Punkt am Ende eines Satzes. »Hey, Pelle, alles cool?« Und dann ein Armstoß. Eigentlich heißt er Karl. Aber so nennt ihn keiner mehr, außer seiner Oma, seinen Eltern und die Lehrer.

Heute Morgen saß Mama also auf dem rosa Stuhl. Eine graue Haarsträhne ragte ein wenig erstaunt in die Höhe. Ihre restlichen Haare lagen platt auf ihren Schultern. Ich setzte mich auf den apfelgrünen Ameisenstuhl. So nannte Papa die Stühle immer: Ameisenstühle, weil ihre Form an eine Ameise erinnert. Wir haben sie in sechs Farben. Papa saß immer auf dem himmelblauen.

»Pelle, weißt du, was heute für ein Tag ist?«, fragte Mama. Rauch kringelte aus dem Aschenbecher neben ihr in die Höhe. Früher rauchte sie nie, das machte sie erst seit Kurzem. Total eklig. Ich wedelte den Qualm weg. Es machte den Raum stickiger, als er ohnehin schon war. Manchmal kam es mir vor, als gäbe es jeden Tag weniger Luft im Haus. Als würde es immer grauer und dumpfer werden. Ich sehnte mich nach dem Sommer, wenn Mama alle Türen und Fenster offen stehen ließ und man sogar

das Gras riechen konnte, wenn im Garten lauter Klatschmohn und Butterblumen blühten und Insekten achtlos ins Haus flogen oder krochen.

»Donnerstag.« Ich unterdrückte ein Stöhnen. »Vom Rauchen stirbt man.«

»Vom Leben auch«, sagte Mama. »Und kannst du das bitte endlich lassen? Ich weiß, dass es ungesund ist. Ich weiß, dass ich aufhören sollte. Aber das schaffe ich gerade nicht.«

»Doch, du könntest einfach beschließen, nicht mehr zu rauchen.«

Mama nickte. »Eines Tages mache ich das auch. Aber nicht jetzt.« Sie warf mir einen warnenden Blick zu. »Ja, wir haben Donnerstag. Trotzdem ist heute ein besonderer Tag. Weißt du auch, warum?«

Auf jeden Fall hatte ich nicht Geburtstag. Ich war schon vor drei Monaten zwölf geworden. Es war mein erster Geburtstag ohne Papa. Genau wie wir unser erstes Weihnachtsfest ohne ihn gefeiert hatten, das erste Mal Silvester. Sogar seinen eigenen Geburtstag hatte er schon verpasst. Er hatte auch nicht erlebt, dass ich aufs Gymnasium gewechselt hatte. Dort wussten alle in meiner Klasse, dass Papa gestorben war. Die meisten meiner Mitschüler waren auch in meiner Grundschulklasse gewesen und zur Beerdigung gekommen.

Aber was war an heute besonders? In der Schule war nichts Außergewöhnliches geplant, bis auf die Rollenverteilung für die Aufführung im Frühjahr. Ich hoffte, übersprungen zu werden. Ich will überhaupt nicht auf der Bühne stehen und spielen. Aber alle müssen im ersten Jahr mitmachen, man bekommt eine Note dafür.

Am liebsten wäre ich unsichtbar. Dann würde mich niemand fragen, ob ich bei diesem Theaterstück mitmachen möchte. Dann würde mich niemand die ganze Zeit löchern, ob es mir gut geht. Und wie es Mama geht. Dann könnte ich ungestört den ganzen Tag bei Eva sein. Ich könnte mit ihr ins Kino gehen und durch die Stadt bummeln. Ich könnte mit zu ihr nach Hause und zusehen, wie sie ein Buch liest oder Hausaufgaben macht. Und wenn ich unsichtbar wäre, könnte ich über die ganze Welt schwirren und Orte besuchen, an die sonst niemand je hinkommt. Ja, ich würde mich auf die Suche nach der Stelle machen, wo das Ufo sein soll, das 1947 in Roswell in Nordamerika abgestürzt ist. Sehr viele Leute haben dieses Ufo gesehen, aber keiner glaubte ihnen. Die Regierung soll das Ufo und die Leichen von neun außerirdischen Besatzungsmitgliedern irgendwo begraben haben, tief unter der Erde, wo nur Tunnelsysteme sind. Da könnte ich mich dann ungestört umsehen. Oder ich würde Tiere befreien, die in zu kleinen Käfigen eingesperrt sind. Oder aufgestapelte Konserven im Supermarkt um die Ecke umwerfen. Der Inhaber würde genervt und wütend alles wieder aufstapeln, und wenn er die allerletzte Konserve gerade wieder

draufgesetzt hätte, würde ich den Dosenturm wieder umkippen. So oft, bis es mich langweilen würde.

Für meine Mutter bin ich schon seit fast einem Jahr unsichtbar, also habe ich durchaus Erfahrung damit, nicht gesehen zu werden. Aber das Seltsame ist: Obwohl sie mich nicht wirklich sieht, findet sie mich besonders. »Du bist anders als andere Kinder«, sagt sie manchmal. »Du bist besonders. Und genau das ist so schön.« Trotzdem sieht sie mich schon seit fast einem Jahr nicht mehr und starrt nur matt auf den Fernseher, an die Wand, in ihren kalten Tee oder einfach ins Nichts.

Mama wiederholte ihre Frage. »Weißt du, was an heute so besonders ist?«

Ich zuckte die Achseln.

»Heute ist der 3. März. Weißt du es jetzt wieder?«

Der 3. März war der Tag, an dem wir Papa vor einem Jahr haben einäschern lassen. Ich nickte nur. Ich hatte keine Ahnung, dass wir uns solche Tage auch merken sollten.

Wann hörte trauern eigentlich auf? Ich hatte Angst, dass Mama immer traurig bleiben und nie mehr lachen würde.

Vor ein paar Tagen, an Papas Sterbetag, war das Haus voll mit Verwandten, Freunden meiner Eltern und Nachbarn gewesen. Alle hatten etwas zu essen mitgebracht, und mitten auf dem Tisch stand unser großes Familienfoto. Das, auf dem Papa lachend neben uns am Strand steht, braun gebrannt und stark, als noch genug von ihm da war und er noch nicht schrumpfte. An diesem Tag wussten wir noch nicht, dass er innerhalb von sechs Monaten tot sein würde. Wir wussten noch nichts über die Armee aggressiver Zellen in seinem Körper, die dabei waren, zu voller Kriegsstärke aufzulaufen. Alle sagen, auf dem Foto sieht man gut, wie ähnlich ich ihm bin. Ich habe die gleiche sonnig helle Haarfarbe und auch die gleiche flache Nase. Bloß war die von Papa ein wenig schief, weil er sich irgendwann mal mit jemandem geprügelt hatte. Und Papa ist muskulös. Ich dagegen sehe aus, als hätte ich Streichhölzer als Arme und Beine. Mama in ihrem Strandkleid ist sehr hübsch auf diesem Foto. Sie strahlt und ihre langen hellbraunen Haare flattern im Wind. Papa hat stolz einen Arm um ihre Taille geschlungen, und seine andere Hand liegt auf meiner Schulter. Ich halte einen Ball fest und wir sehen alle fröhlich und stark aus. Als könnten wir es mit der ganzen Welt aufnehmen.

Neben diesem Foto brannten also vor ein paar Tagen Kerzen, und Leute blickten zu uns, wie wir da am Strand standen. Sie streichelten über das Glas, hinter dem das Foto steckte. Manche weinten und andere lachten. Es gab viel Wein, Mama wurde betrunken, und nach einer Weile wurden die Ameisenstühle an die Wand geschoben, genau wie der Tisch. Jemand hatte Papas Lieblingsmusik aufgelegt, und ein paar Leute fingen an zu tanzen. Paul, Papas bester Freund, tanzte viel mit Mama. Ich mag

Paul nicht so richtig, aber da er Papas bester Freund war, musste er wohl okay sein. Bloß lachte er an diesem Abend ein wenig zu laut, wenn Mama in der Nähe war, und er ließ seinen Arm immer ein wenig zu lange um sie. Es fühlte sich an, als würden er und Mama etwas miteinander teilen ohne mich.

Am Ende des Abends ist Mama dann ins Bett gegangen, unterstützt von ein paar Freundinnen, während die anderen die Küche aufräumten und alles abspülten. So hatten wir Papas Sterbetag gefeiert. Das waren Mams Worte. Einen Sterbetag feiern.

Ich finde nichts Feierliches daran, so ein bescheuerter Tag, an dem man gedenkt, dass jemand gestorben ist. Es wird wohl auch kaum jemand auf die Idee kommen »Wie schön, dass du gestorben bist« zu singen, ich meine ja nur ...

In Mexiko feiert man den Tod übrigens wohl. Dort gibt es den *Día de los Muertos*, den Tag der Toten. Kinder bekommen dann Süßigkeiten und Kuchen in Form von Totenköpfen und Skeletten. Die Erwachsenen essen spezielles Totenbrot. Die Kruste sieht aus wie ein Haufen Gebeine, aber eben aus Brotteig. Sie füllen Picknickkörbe mit Leckereien und gehen zum Friedhof. Dort picknicken sie dann auf dem Grab von Opa oder Oma oder wer halt verstorben ist. Sie lachen und erzählen sich Erinnerungen. Sie spielen Musik, singen und tanzen. Manchmal schlafen sie auch auf dem Grab und zünden Kerzen an, damit die Toten den Weg zur Welt der Lebenden finden können. Anscheinend können die Toten im Dunkeln nichts sehen.

Ich starrte ein wenig stumpf auf den Tisch und den Schuhkarton neben Mama.

Sie klopfte mit der Hand kurz auf ihn. Bekam ich jetzt die Schuhe? Erwartete meine Mutter, dass ich die tragen würde? (Was ich echt nicht wollte, weil a. es keine Sneakers waren und b. ich in der Schule voll ausgelacht werden würde. Vor allem von Stoß. Und ich glaube nie im Leben, dass sie Eva gefallen würden.)

In China, hatte ich mal irgendwo gelesen, verbrannten die Leute Opfergaben aus Papier am Grab. Damit stellten sie ihre Vorfahren zufrieden und garantierten, dass der oder die Verstorbene glücklich würde. Allerdings musste man Sachen verbrennen, die etwas mit dem Toten zu tun hatten. Angenommen, jemand mochte gern Parfüm, dann kauft man spezielle Parfümfläschchen aus Papier. Wenn jemand ständig auf dem Handy rumdaddelte, nahm man ein Papierhandy. Jemand, der ganz versessen auf Kleidung war, bekam Papierklamotten. Sogar Falschgeld wird verbrannt. Wenn jemand total verrückt nach seinem Auto war, wurde ein Mercedes aus Papier geopfert, so groß wie ein Gokart. Wirklich. Oder ein Kühlschrank oder ein LCD-Fernseher aus Papier. Es gibt in China sogar besondere Läden voll mit solchen schrägen Totengeschenken. Manche Leute da glauben auch, dass Tote zu Besuch kommen, wenn man ihnen ein Stückchen vom Fingernagel abgeschnitten hat. Wenn ich das

gewusst und wir in China gewohnt hätten, wäre ich noch mal schnell mit einem Nagelknipser bei Papa vorbeigegangen.

Oder ich hätte, wie in Mexiko, einfach eine ganze Reihe Kerzen angezündet, damit er den Weg nach Hause fände. Vielleicht hätte ich ja sogar große blinkende Leuchtbuchstaben auf das Dach geklebt. HIER WOHNST DU!

Im vergangenen Jahr habe ich ziemlich viel über den Tod und unseren Umgang mit ihm gelernt. Lauter Sachen, die ich lieber nicht gewusst hätte. Dass sich eine Leiche kalt und steif anfühlt, zum Beispiel. Dass es ein wenig anfängt zu riechen, und dass jemand, der tot ist, plötzlich so klein wirkt. Dass die Haut unter den Nägeln sich ein wenig gelblich färbt. Dass tote Menschen geschminkt werden und manchmal in einem Kühlschrank aufbewahrt werden. Dass sie, wenn sie da rausdürfen, weil Leute ein letztes Mal Abschied von ihnen nehmen wollen, nicht zu lang ungekühlt bleiben sollten. Sonst schmilzt die Schminke. Dass der Tod ein eigenes Geräusch hat. Eine Art schwere Stille, in der sich niemand traut zu sprechen. Dass von jemandem, der fast achtzig Kilo wog, lediglich ein Topf mit 2,87 Kilo Asche übrig bleibt. Dass man bei einer Beerdigung still sein muss, aber total laut weinen darf. (Was ich nicht gemacht habe, übrigens. Jungs weinen nicht. Das sagte Papa immer, und das wiederum liegt daran, dass er selbst nicht weinte, sogar nicht, als er wusste, dass er bald sterben würde.) Dass man nie einfach so Sachen von einem Toten wegwirft, sondern das meist in kleinen Portionen macht. Erst die Dinge, die nicht so persönlich sind, wie Jacken, Unterhosen – okay, die sind schon persönlich, aber die bewahrt man nicht auf – Hosen, Gürtel, Zeitschriften und alte Rechnungen, und später erst Sachen wie Hemden, T-Shirts und Pullis. Fläschchen mit Aftershave wirft man nicht weg, und auch nicht die Armbanduhr. Ich hatte aus den Säcken für die Altkleidersammlung heimlich Paps Pulli genommen. Den verschlissenen, weichen, grünen, den er so oft getragen hat. Der Pulli hatte noch nach ihm gerochen, und ich habe ihn hinten in meinen Schrank versteckt. Ab und zu rieche ich daran. Und wenn ich dann wirklich ganz tief einatme und die Augen fest zukneife, ist es, als wäre Papa ins Zimmer gekommen, sein Geruch wie ein Schatten hinter ihm.

Ich habe Eva auch mal an dem Pullover riechen lassen. Sie nickte und sagte dann: »Ja, das ist schon ein wenig dein Vater. Riecht nach Holz. Und Zwiebeln und Shampoo.«

Evas Vater riecht immer nach Fisch, weil er einen Fischstand hat. Da kann er machen, was er will, egal, wie oft er seine Hände mit Seife schrubbt, wenn Evas Vater irgendwo reinkommt, bringt er eine Spur von Sardinen, Garnelen und Muscheln mit. Ich fand, dass mein Vater leckerer roch als Evas. Aber andererseits: Evas Vater lebt noch, obwohl er nach Fisch stinkt.

Nach Papas Tod hat Mama das Klavier aus dem Haus geschafft. Das fand ich schrecklich. Papa saß jeden Abend am Klavier und spielte wunderschöne Stücke. Von Schubert, Einaudi, Tschaikowsky, Debussy. Papa spielte mir ein Stück vor, und wenn ich ein paarmal zugesehen hatte, konnte ich es nachspielen. Das fanden alle total besonders, aber das ist es nicht. Musik ist nichts anderes als Mathematik oder Sprache.

Als Mama erzählte, sie habe das Klavier verkauft und es werde abgeholt werden, wollte ich das verhindern. Aber sie ließ sich nicht davon abbringen. Sie ertrug den Anblick des leeren Klavierschemels einfach nicht, weil er sie zu sehr an Papa erinnerte. Ich glaube, nach einer Weile tat es ihr leid, aber da war das Klavier schon weg.

»Papa ...« Mama schluckte und drückte grob ihre Zigarette aus, als würde sie sie plötzlich nerven. Sie zog ihren hellgelben Bademantel fester um sich und wischte sich mit einer Hand über die Augen.

»Meeresblaue Augen«, hatte Papa mal gesagt. »Nicht das Blau der Nordsee, wie bei dir und mir, Pelle, sondern das Blau des Ägäischen Meeres. Und die kleinen Pünktchen in Mamas Augen sind wie kleine weiße Seegelboote.« Mama hatte darüber lachen müssen. Sie hatte Papa einen Klaps auf die Schulter gegeben, und er hatte sie auf die Nasenspitze geküsst. Wie meine Eltern miteinander waren, so will ich später auch mit jemandem sein. Am liebsten mit Eva, auch, wenn sie das noch nicht weiß. Irgendwann werde ich es ihr erzählen. Wenn ich mich traue. Vielleicht vor den Sommerferien.

Im vergangenen Jahr hatte Mama das Ägäische Meer leer geweint, und die Segelböten lagen trübe kreuz und quer auf dem Boden. Aber heute Morgen, die Hand auf diesem Karton, schienen ihre Augen wieder ein wenig mehr Farbe zu haben. Als würden die Segel gehisst.

Sie holte tief Luft. »Papa hat mich noch um etwas gebeten, bevor er starb. Er wollte, dass du diesen Karton bekommst, genau ein Jahr nach der Bestattung. Heute also. Das war einer seiner letzten Wünsche.« Sie schob mir den Karton über den Tisch zu. Ich starrte darauf.

»Was ist da drin?« Ich wollte den Karton überhaupt nicht anfassen. Vielleicht war ja etwas Gruseliges darin. Oder doch einfach diese blöden Schuhe.

»Briefe. Das ist das Einzige, was ich weiß. Ich weiß nicht, was darin steht, ich habe den Karton nie geöffnet, das wollte Papa nicht. Er ist auch zugeklebt, siehst du? Eine Art Siegel, damit du weißt, dass du der Einzige bist, der ihn öffnen darf.«



Ich drehte den Karton und schaute auf das schmale rote Klebeband, mit dem er verschlossen war. »Woher weißt du denn, dass da Briefe drin sind?«

»Das hat Papa mir erzählt. Aber mehr als das weiß ich nicht. Papa sagte nur, ich solle ihn dir nach einem Jahr geben.« Sie nickte in Richtung des Kartons. Die Haarsträhne, die hochgestanden hatte, sank schlaff herab.

»Hast du auch so einen bekommen?« Ich schaute sie fragend an.

Sie schüttelte den Kopf. »Nein, aber einen Brief. Einen sehr schönen, besonderen Brief.«

Ich nahm den Karton vom Tisch. Er wog nicht viel. Vorsichtig schüttelte ich ihn hin und her. Ich hörte das Verschieben von Papier und noch kleineren Sachen. »Warum nach einem Jahr? Warum nicht eher?«

Mama zuckte die Achseln. Sie biss an einem Nadelhäutchen. Sie knabberte immer mehr an sich selbst. Fingernägel, Popel. Manchmal kaute sie auf einer Haarspitze. Das ist nicht schlimm. Ein erwachsener Mensch von ungefähr 75 Kilo besteht aus gut 60 Billionen Zellen. Mama wiegt 68 Kilo, also denke ich, dass sie aus etwa 59 Billionen Zellen besteht. Da kann sie problemlos auf ein paar verzichten. Ich wiege fast 50 Kilo und bestehe aus ungefähr 40 Billionen Zellen, obwohl ich mich um ein paar Billionen vertun könnte.

Mein Vater besteht aus null Zellen. Und das Verrückte ist, dass er, obwohl nichts mehr von ihm da ist, noch alles ausfüllt.

»Ich glaube«, sagte Mama, »dass er dir erst die Zeit geben wollte, traurig zu sein. Ein Jahr sind alle Jahreszeiten. Dann hast du alles einmal ohne ihn erlebt. So etwas.«

Ich stellte den Schuhkarton zurück auf den Tisch. *Made in Spain*, stand darauf. Und: *tamaño/size/taille/Größe 43, marrón/brown/brun/braun*. Ich schaute weg von dem Karton, zu dem trostlosen Weihnachtsstern, der noch mitten auf dem Tisch stand. Die roten Blättchen zogen sich zusammen, sie rollten sich an den Enden auf, als hätten sie Schmerzen. Die Erde um die Pflanze herum sah trocken und hart aus.

»Möchtest du ihn jetzt aufmachen?« Mama zog eine Augenbraue hoch und sah mich fragend an. Danach schob sie ihren Stuhl zurück und ging auf Socken zur

Anrichte, um sich Kaffee nachzuschenken. Ihre Beine waren behaart. Kleine widerspenstige Härchen, die aufrecht standen. Seltsam, dass die Haare auf den Beinen nicht grau werden, sie waren immer noch so braun wie früher die Haare auf ihrem Kopf.

Ich zuckte die Schultern und schüttelte den Kopf. »Nein«, sagte ich langsam. »Vielleicht sp-sp-später.« Wenn ich sehr nervös bin, fange ich immer an zu stottern.

Mama kam mit ihrem Kaffeebecher zu mir und gab mir einen Kuss auf den Kopf. »Das ist okay, Pelle. Mach ihn auf, wenn du bereit dafür bist.«

Das ließ mich wieder ruhiger werden. Ich brauchte diesen Karton also überhaupt nicht sofort aufzumachen. Vielleicht sogar nie. Ich könnte ihn mein ganzes Leben lang zu lassen. Schließlich war Papa nicht da, um mich zu zwingen, ihn zu öffnen. Aber dann würde ich mich immer fragen, was in dem Karton drin war. Was in den Briefen stand.

Mama verschwand nach oben, um sich anzuziehen, sie musste zur Arbeit. Und ich musste gleich zur Schule. Es war zehn nach acht. Ich nahm den Karton mit in mein Zimmer, schob ihn unters Bett und packte meine Schultasche.



»Einen Karton mit Briefen?« Eva geht neben mir. Wir laufen die Straße entlang, die hinaufführt zur Schule. »Von deinem Vater? Was für Briefe?«

Eva und ich kennen uns schon, seit wir Babys waren. Wir waren zusammen in einer Krabbelgruppe, und seitdem sind wir Freunde. Eva hat knallrote Haare, die ihre Mutter ihr flicht. Aber in letzter Zeit trägt sie sie häufiger offen, und manchmal hat sie so Lippenzeug drauf, das sie sich mit einem Pinsel auf den Mund schmiert. Ihr Gesicht ist gesprenkelt von Sommersprossen. Und sie ist ein klein wenig größer als ich. Irgendwann zwischen Dezember und Februar hat sie mich plötzlich eingeholt. Anfang Dezember war ich noch größer, aber als wir im Februar wieder Rücken an Rücken standen, überragte mich Eva auf einmal. Sie trägt immer öfter Kleider und Röcke, und mittlerweile muss ich aus dem Zimmer, wenn sie sich umzieht. Davor hatte sie nie Probleme mit so was. Aber wir gehen noch immer jeden Tag zusammen zur Schule, und sie greift noch immer nach meiner Hand, wenn wir durch den Wald rennen, auf der Suche nach Kaninchen, Hasen und Rehen. Auf die stößt man vor allem gegen Ende des Winters, wenn im Wald weniger Nahrung zu finden ist. Der

Hunger treibt sie dann zu den Wohnvierteln, und Eva und ich freuen uns immer, sie zu sehen.

»Ja, von meinem Vater. Einen ganzen Karton voll.«

»Was steht denn in diesen Briefen?« Neugierig schaut mich Eva unter ihrer braunen Strickmütze an. Die Mütze hat ihre Oma gemacht. Sie ist dement und wohnt schon mehrere Jahre in einem Pflegeheim. Und obwohl sie niemanden mehr zu erkennen scheint und sich kaum an ihren eigenen Namen erinnert, weiß sie noch ganz genau, wie man strickt. Eva hat mindestens achtzehn selbst gestrickte Mützen und fünf Schals.

Der meiste Schnee ist inzwischen verschwunden, nur hier und da liegen noch kleine trotzig Häufchen. Das ist kein weicher samtiger Puderschnee mehr, sondern Eis, so hart wie Hornhautschwielen. Evas Hände stecken in Wollhandschuhen (gekaufte – ihre Oma kann keine Handschuhe stricken), und sie drückt ihre Tasche fest an sich. Den Hügel hinauf ist es immer kälter als hinunter wegen des kalten Nordwinds, der vom Meer weht. Unser Dorf liegt an der Küste. Ich wohne schon mein ganzes Leben hier. Zur Stadt ein wenig weiter entfernt führt eine lange, gerade Straße, und unsere Schule liegt genau in der Mitte.

»Das weiß ich nicht. Ich habe den Karton noch nicht geöffnet. Und ich weiß auch gar nicht, ob ich das überhaupt mache.«

»Natürlich machst du das! Pelle, tu nicht so blöd. Natürlich liest du, was dein Vater geschrieben hat! Vielleicht wollte er dir ja noch alles Mögliche erzählen oder so. Oder da ist Geld drin. Oder er hatte allerlei Geheimnisse, die er für dich aufgeschrieben hat.«

Ich puste mir in die Hände, um sie zu wärmen. Die Kälte durchdringt auch meine Sneakers.

Schweigend gehen wir weiter, während ich über ihre Worte nachdenke. Was für Geheimnisse sollten das denn sein? Inzwischen hatte es schon ein Mal geklingelt, und alle rennen über den Schulhof oder stellen noch schnell ihre Räder an den Fahrradständern ab. Eva und ich beschleunigen unseren Schritt. Wir sind fast drinnen, als Eva sich umdreht. »Versprich mir, dass du den Karton aufmachst und die Briefe liest.« Ihre braunen Augen sind starr auf mich gerichtet.

Ich murmele etwas und zucke die Achseln. »Ist gut.«

»Nein, Pelle. Ich kenne dich. Das reicht mir nicht. Schwöre es. Schwöre, dass du die Briefe lesen wirst.«

Was kümmert es Eva, ob ich die Briefe meines toten Vaters lese? Aber ich spucke auf den Schulhof, hebe die Hand und sage: »Okay. Na schön. Ich schwöre es.« Offensichtlich ist es wichtig für sie, und damit wird es auch wichtig für mich.

Stoß läuft im Flur an uns vorbei, und während er »Hey, Pelle« sagt, stößt er mir kräftig gegen den Arm. Ich habe immer irgendwelche blauen Flecken von Stoß. Eva stößt er nicht. Sie kriegt keine blauen Flecken von Stoß, bloß rote Flecken im Gesicht. Ich lache in ihre Richtung, aber Eva schaut ihm mit tiefroten Wangen nach. Das liegt an der Kälte, überzeuge ich mich selbst.



»Die Rollenverteilung, liebe Leute. Es ist so weit. Ich habe ein Stück für unsere Aufführung ausgesucht.«

Theater & Musik ist ein Pflichtfach im ersten Jahr auf unserer Schule, und vor den Sommerferien müssen wir ein Theaterstück vorspielen. Kreativer Ausdruck ist der Schule zufolge total wichtig, wenn man aufwächst. Wird schon so sein.

Harold Henderson, unser Lehrer für Theater & Musik und auch unser Mentor, schaut sich in der Klasse um und setzt sich auf seine Schreibtischkante. Hinter seinem Rücken nennen wir ihn HaHa, Wegen der HHs. Das ist, was ich über ihn weiß:

- Er ist geschieden und hat zwei Kinder, die die Hälfte des Monats bei ihm wohnen.
- Er trägt gerne Jeans, eigentlich immer.
- Vielleicht sogar immer dieselben.
- Er mag klassische Musik, vor allem Opern. Manchmal legt er eine Oper auf, wenn wir Stillarbeit machen.
- Ätzend. Mich macht das immer total nervös.

Mehr weiß ich nicht wirklich über ihn. Was eigentlich seltsam ist, wenn man bedenkt, dass er alles Mögliche über uns weiß. Als ich auf die Schule kam, hatten Mama und ich ein besonders langes Gespräch mit ihm. Mama hatte weinend erzählt, was alles passiert war. Herr Henderson hatte ganz ruhig zugehört. Aber bevor Mama und ich wieder nach Hause gingen, hatte er mich an sich gedrückt und gemurmelt: »Ach, Pelle. Armer Junge ...« Das machten einige Leute in den ersten Monaten nach Papas Tod. Und alle fassten sie nach meinem Gesicht und schauten, ob ich schon weinte.

Aber ich weine nie. Wenn ich früher hingefallen war und mir die Knie aufgeschürft hatte, gab Papa mir einen Klaps auf die Schulter und sagte: »Kurz die Zähne zusammenbeißen, mein Junge.« Das hatte er wieder gelernt von seinem Vater, meinem Opa. Den habe ich nie gekannt. Mein Opa war ein Held und ist bei einem völlig absurden Unglück gestorben. Als meine Mutter mit mir schwanger war, hat

mein Opa das Leben eines kleinen Mädchens gerettet. Im Zoo war ein Büffel ausgebrochen, und mein Opa war gerade da. Der Büffel raste genau auf das Mädchen zu, das mitten auf dem Pfad stand. Mein Opa zweifelte keine Sekunde und rannte zum Mädchen. Er schob es weg, konnte sich selbst aber nicht in Sicherheit bringen. Der Büffel erwischte ihn voll an der Brust. Kurze Zeit später starb mein Opa an seinen Verletzungen.

Immer, wenn Papa diese Geschichte erzählte, stand Mama kopfschüttelnd daneben, als könnte sie noch immer nicht glauben, dass mein Opa so ein Held war. Bloß habe ich ihn eben nie gekannt. Papa zufolge konnte Opa sehr hart sein, aber er hatte den Krieg erlebt, und Papa sagte, Krieg härtet einen ganz schön ab. Dann weinte man wirklich nicht mehr wegen eines aufgeschürften Knies.

Echte Jungs weinen sogar nicht, wenn ihr Vater tot in einem Sarg liegt. Wenn ich das Gefühl habe, trotzdem weinen zu müssen, kneife ich die Augen ganz fest zu und denke an allerlei andere Sachen, über die ich nicht zu weinen brauche. Wie Mineralien ausgegraben werden. Dass auf dem Mars Wasser gefunden wurde. Ob es wirklich Ufos gibt. Dass wir uns manchmal die Sterne ansehen, die es eigentlich nicht mehr gibt und schon vor Tausenden Jahren erloschen sind. Wie viele Tafeln Schokolade ich kaufen könnte, wenn ich einfach so einen Zwanzigeuroschein finden würde. Welche Torte ich am leckersten finde und warum. Welche Städte und Länder ich später besuchen möchte, wie die Tianzi-Berge in China, die in jeder Jahreszeit die Farbe wechseln. Dass ich sehen will, wo Nelson Mandela gefangen war.

Lauter Sachen, über die ich nicht zu weinen brauche.

»Dieses Jahr stehen wir vor einer gigantischen Herausforderung«, sagt HaHa dann.

»Wir bringen eine Neuerzählung der *Odyssee* auf die Bühne.«

Was immer das auch sein mag, es klingt jetzt schon schrecklich.

»Der was?« Juno schaut ihn verwirrt an. Ihre glänzenden schwarzen Haare fallen ihr über den Rücken.

»Die *Odyssee* von Homer. Ein Heldenepos. Die *Odyssee* ist eine der bekanntesten klassischen Geschichten, die wir aus der griechischen Antike kennen.« Herr Henderson drückt den Rücken ein wenig durch. »Sie wurde um 800 vor Christus geschrieben und handelt vom Trojanischen Krieg und dem Mann Odysseus. Nach dem Krieg will er zurück zu seiner Frau Penelope und seinem Sohn Telemachos in Ithaka, aber dafür braucht er gut zehn Jahre. Während seiner Reise trifft er auf allerlei Wesen, wie Zyklopen, Monster und Riesen, die alles versuchen, ihn an seiner Heimkehr zu hindern. Poseidon, der Gott des Meeres, hasst Odysseus und jagt ihm einen fürchterlichen Sturm auf den Hals, sodass er auf der Insel Scheria angespült

wird. Dort erzählt er seine Geschichte über den trojanischen Krieg, das Pferd von Troja und seine jahrelange Reise zurück zu seiner Familie. Die Göttin Athene steht auf Odysseus' Seite und versucht alles, um ihn heil nach Hause zu bringen. Sie geht zur Insel Ithaka und spornt Telemachos an, seinen Vater zu suchen. Der Junge macht sich auf den Weg und beginnt bei den Freunden seines Vaters, um dahinterzukommen, wer sein Vater nun wirklich ist und wo er sein könnte. Inzwischen versuchen andere Männer, Odysseus' Platz neben Penelope im Palast einzunehmen, aber sie weist sie alle ab. Die Phaiaken – das sind die Einwohner der Insel Scheria – helfen Odysseus bei seiner Rückkehr. Auf Ithaka begegnet er bei einem Schweinehirten seinem Sohn Telemachos und die beiden erkennen einander. Gemeinsam kehren sie zurück zu Penelope und besiegen alle Eindringlinge im Palast. Odysseus ist dann schon zwanzig Jahre lang weg gewesen, und die ganze Zeit hatte er nur ein einziges Ziel vor Augen: zurück nach Hause, zu seiner Frau und seinem Sohn.«

Nach HaHas Geschichte schaut Stoß verdattert um sich. »Das kann man doch überhaupt nicht auf der Bühne aufführen! Es klingt idiotisch. Griechische Götter, seltsame Wesen, ein Krieg ...«

»Die Herausforderung besteht darin, das trotzdem zu machen, und das tun wir, indem wir die Story ein wenig vereinfachen. Wir stellen nicht alles dar, sondern entwerfen eine tolle neue Geschichte. Ich habe mir eine Fassung ausgedacht, die man prima aufführen kann, und eine Rollenverteilung habe ich auch schon.«

Ich lasse mich ein wenig tiefer in meinen Stuhl sacken. Je kleiner ich mich mache, desto kleiner ist auch das Risiko, dass Herr Henderson mich sieht und mir eine Rolle gibt. Hoffe ich.

»Penelope, Odysseus' schöne Frau, spielt Eva.« Herr Henderson schaut Eva lächelnd an, und sie strahlt übers ganze Gesicht.

»Die Rolle des Odysseus' bekommt Karl.«

Stoß schaut erstaunt auf. »Ich kriege die Hauptrolle? Und sie ist meine Frau?« Er zeigt auf Eva.

Herr Henderson nickt, und Stoß lacht zufrieden auf. »Cool.« Plötzlich scheint er keine Probleme mehr damit zu haben, dass es ein schwieriges Stück ist.

HaHa macht weiter mit der Rollenverteilung. Anna darf die Göttin Athene sein. Mike, Joe, Abdel und Aron sind Odysseus' Soldaten. Pjotr spielt den Gott Poseidon. Sara ist Kalypso und Sanne übernimmt die Rolle der Circe. Juri spielt den Schweinehirten. Finn ist der Gott Zeus. Es werden auch noch kleine Rollen ausgeteilt, wie zum Beispiel die Sirenen. Björn darf sich zusammen mit Elke um die Beleuchtung kümmern, und Joey und Aisha machen den Ton.

»Dann wären wir auch schon durch«, sagt HaHa, und er schaut noch mal auf die Liste in seinen Händen.

Erleichtert atme ich auf. Ich bin unsichtbar.

»Ach, und fast hätte ich das Wichtigste vergessen«, sagt HaHa dann. »Telemachos, Odysseus' Sohn. Pelle, ich möchte gern, dass du diese Rolle übernimmst. Das war's, liebe Leute. Wir fangen nächste Woche mit den Proben an. Ich schicke euch einen Link zu einem kurzen Zeichentrickfilm über die *Odyssee*. Darin wird die Geschichte ziemlich einfach erklärt, und ihr könnt genau sehen, worum es geht.«

In diesem Moment klingelt es zur Pause.

Inhaltsverzeichnis

Über dieses Buch	1
Titelseite	2
Widmung	4
Zitate	5
Hallo Pelle.	6
Wie geht es dir jetzt, lieber Pelle?	6
Du musst mir versprechen, die Dinge zu tun, um die ich dich bitte. Vertrau mir nur.	6
Nimm Schwanenkopfschrauben und baue die Baumhütte in den kommenden Wochen zu Ende – es ist wichtig, dass du Schwanenkopfschrauben nimmst.	6
Kauf in der Stadt ein schönes Kleid für Mama. Lade sie danach ins Restaurant ein.	6
Geh auf YouTube und klick auf den Link auf der Rückseite.	6
Such dir im Tierheim einen Hund aus.	6
Arabesque Nr. 1 www.youtube.com/watch?v=cVYH-7QGE-A	6
Hab den Mut, dich außerhalb deiner vertrauten Welt zu bewegen. Die schönsten Dinge passieren, wenn du etwas machst, was du dich eigentlich nicht so recht traust. (...)	6
Vielleicht hast du's schon gesehen. In dem Karton ist auch ein Schlüssel. Geh damit zur Houtlaan 12. (...)	6
Epilog	6
Lieber Pelle,	6
Mehr zum Buch	6
Impressum	6